

Zeitschrift: Solothurnisches Wochenblatt
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: 7 (1794)
Heft: 37

Artikel: Ueber Reichtum
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnisches Wochenblatt.

Samstags den 13ten Herbstmonat, 1794.

N^{ro.} 37.

Ueber Reichthum.

Reichthum ist der Merckstern aller Augen, und der Wunsch aller Herzen; selbst diejenigen, die bey einem Wasserkrug und einem ungeschmalzten Gerichte Bohnen am heftigsten dagegen geeifert haben, änderten ihre Meynung, sobald sie an eine reiche Tafel gezogen, oder von einem günstigern Glückswint angelächelt wurden. „Ich habe den Werth des Goldes erst schätzen lernen, seitdem ich einiges besitze“, sagte ein alter Philosoph, und trank eine Schale Cyperwein zur Ehre der Göttin Fortuna.

Die Sinnlichkeit des Menschen strebt nach Lust und Vergnügen, und verabscheut Unbequemlichkeit und Noth. Geld ist das leichteste Mittel, sich die größte Menge von Freuden zu verschaffen, und seine Bedürfnisse auf das gemächlichste zu befriedigen. Was Wunder also, daß Jung und Alt, Groß und Klein läuft und rennt, dichtet und trachtet, hämmert und feilt, schreibt und hobelt, um ein Paar Gulden mehr zu erhaschen, als sie zu ihrem Lebensunterhalt nöthig haben.

„Das nenn ich mir wohlgethan, und klug gehandelt,“
 „sagt Andres; denn man kann ja nicht aus der Luft
 „leben. — Richtig, Hr. Gevatter! Aber sein ganzes
 Herz ans God hängen, seine höhern Pflichten darob
 vernachlässigen, und sogar die Tugenden und Talente
 der Menschen nach dem, was sie im Koffer haben,
 beurtheilen, dieß heiß ich unbillig und schlecht. —
 Hör Er Andres! Ich will ihm ein Exemplein erzählen:

Als Ludwig der Vierzehnde zu Strassburg seinen
 Einzug hielt; schickten die Schweizer Deputirte an ihn.
 Ein Höfning, welcher beim König war, sagte zu
 seinem Nachbar, als er den Bischof von Basel unter
 den Deputirten sah. „Was für ein elendes Ansehen
 dieser Bischof hat.“ — Wie so, antwortete ihm Einer,
 er hat hundert tausend Livres Einkünfte. — „Ey,
 „Ey! sagte der Höfning, da muß er wohl ein braver
 Mann seyn. — Er begegnete ihm von Stund an
 mit außerordentlicher Höflichkeit. — Ist das nicht
 wunderbar, Andres?

Man sage mir, was man wolle, Reichthum ist
 eine Thorheit, ein Unrecht an der menschlichen Ge-
 sellschaft, und ein gefährliches Ding in jedem Staat.
 Man verstehe mich recht; es ist ein großer Unterschied
 zwischen Reich seyn, und sein ordentliches Aus-
 kommen haben. Nur der ist im eigentlichen Ver-
 stand ein hordreicher Mann, der außerordentlich mehr
 besitzt, als er zum gehörigen Unterhalt für sich und
 die Seinigen bedarf.

Nur

Nur dasjenige verführt unsere Lebenstage, was wir wirklich genießen, alles übrige ist für uns so gut, als nicht vorhanden. Würde man denjenigen nicht als einen Narren belachen, der sich drei hundert prächtige Kleider verfertigen ließ, wovon er in seinem Leben nicht drei anziehen würde? Und handelt der Habsüchtige anders, der Schätze auf Schätze häuft, ohne jemals Gebrauch davon zu machen? — Die Natur hat jeden Genuß weislich eingeschränkt. Bei allem Ueberflusse kannst du dich mehr nicht als satt essen; das übrige dient bloß zur Schau, und verursacht meistens Ekel. Auch kann der Mensch sein Daseyn nicht verdoppeln, er ist jedesmal an Ort und Stelle gebunden. Was helfen dir zwanzig Lustschlösser, wovon du im Jahre nur zwei bewohnst? Und ein Mann von hundert tausend Livres jährlicher Einkünfte scheint mir ein eben so großer Thor, als jener König in der Fabel, der mit achtzig tausend Mann einen goldnen Berg bestieg, um seine Nothdurft recht majestätisch zu verrichten.

Es ist nicht zu läugnen, daß der große Abstand der so ungleich vertheilten Glücksgüter viel zum menschlichen Elend beiträgt. Wie kann sich der Mann in seinem Gewissen entschuldigen, der durch Anhäufung ungeheurer Schätze viele hundert seiner Mitbrüder in so verweifelte Umstände versetzt, daß sie im Nothdrang die Stunde ihrer Geburt verwünschen? Die Stimme der Vernunft gebietet uns,

jedem

jeder Zeit so zu handeln, daß unser Betragen in eine allgemeine Gesetzgebung passen kann. Wie lange könnte nun die menschliche Gesellschaft bestehen, wenn jeder sich zur Maxime machte, dreymal mehr zu erwerben, als er für sich und die Seinigen bedarf? Würde nicht das gegenseitige Selbstinteresse einen allgemeiner Krieg von Gewalt, List und Betrug, und gar bald die Zerstörung der Gesellschaft selbst nach sich ziehen? Man sieht also leicht, daß übermäßiger Reichtum gegen das reine Sittengesetz verstosse, daß er ein Verbrechen der beleidigten Menschheit sey, besonders wenn er noch mit Stolz und Hartherzigkeit verbunden ist. — Wem fällt hier nicht ein, was der Urheilige im Evangelio sagt: Eher wird ein Elephant durch ein Nadelohr schliessen, als ein Reicher — —

Was für betrübte Folgen Habsucht und Geldgier nach sich ziehen, zeigt uns die Geschichte des alten Roms. Seneca nannte mit Recht Armuth und Genügsamkeit die Grundpfeiler des römischen Freystaats. Er will hierdurch nicht behaupten, als wären die Philosophen, die gewöhnlich in Dürftigkeit leben, die tauglichsten zur Regierung, sondern das gemeine Beste sey am vorzüglichsten besorgt worden, als sich die Quiriten mehr mit männlichen Tugenden, als mit Vermehrung ihres Vermögens abgaben. Als Curius sich an Mühen begnügte, und Attilus am Pflug die ansehnlichsten Geschenke verwarf, da war die Republik in ihrem höchsten Flor. Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe sind keine Früchte des Buchersinnes, der nur das unselige Unkraut von Missethat, Betrug und Feigheit erzeugt.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er nach Beredlung strebt, und sich in irgend etwas auszuzeichnen sucht. Da nun die Römer in ihrer blühendsten Epoche so wenig Werth auf den Reichthum setzten, so mußten sie in großen Thaten einen Vorzug suchen; diese aber erfordern Muth, Nüchternheit und Abhärtung. Die ganze Erziehung des jungen Römers bezweckte also nur diese Tugenden. Es läßt sich leicht begreifen, welch ein Wetteifer daraus entstehen mußte, sich um das Vaterland verdient zu machen. Cynaeas sagte damals von ihnen, Rom seye ein Tempel der Gerechtigkeit, und jeder Senator ein Fürst.

Als nachher die vielen Eroberungen einen so großen Reichthum nach Rom brachten, ward dadurch die Nationaltugend gelähmt; der Luxus nahm überhand, man strebte nach Würden und Oberherrschaft, um sich zu bereichern. Daher jene Jammerscenen zwischen Marius, Cinna und Pompeius. Kato sah dieses Elend voraus, und sprach sehr weislich: Wir ziehen königliche Reichthümer zu uns, aber ich fürchte, ich fürchte, sie werden uns mehr, als wir sie besitzen,

Die Habsucht hatte so um sich gegriffen, daß sie auch die besten Herzen vergiftete; Salustius warf sie im öffentlichen Rath selbst dem Cicero vor, der doch das *salus populi* beständig im Mund führte. Die Folge von dem allem war, daß nach und nach die wichtigsten Staatsämter den Reichsten zu Theil wurden. Der Reichthum galt statt des Verdiensts; die würdigsten Männer wurden hintangesetzt; die noch

wenigen unparthenischen ihrer Würden entsezt, und ins Elend verwiesen. Auf diese Art wurden durch übermäßige Habsucht die Sitten verdorben, und der größte Staat der Welt zerfiel. — Wer hier Vergleichen mit neuern Zeiten anstellen will, dem steht es frey.

Die Bemerkung, daß die Tugend in dem Hohen des Reichthums nicht gedeihe, weil Reichthum mehr die Ueppigkeit und Befriedigung der Sinnlichkeit erleichtere, als die Selbstverläugnung, ist zwar sehr trivial, aber wird selten genugsam beherzigt. Da dieser Grundsatz in allen moralischen Schriften, und auf allen Kanzeln zu allen Zeiten abgehandelt wird, so führen wir ihn blos an, als eine allgemeine richtig anerkannte Wahrheit.

Uebrigens hat der Reichthum auch seine schöne Seite, besonders wenn er in gute Hände fällt. Auch will ich den Wunsch nach einem behaglichen, aber vernünftigen Lebensgenuß nicht tadeln. Es ist immer besser nicht ganz arm zu seyn, als an Allem Mangel leiden. Es thut dem Tugendhaften auch wohl, sinnliche Vergnügen auf eine bequemere Art zu genießen; aber es ist auch gewiß, daß die Leichtigkeit, seine Neigungen befriedigen zu können, selbst den Weisesten in einzelnen Fällen hinreißen kann. Mangel an Glücksgütern hingegen befördert den Hang zur Tugend, um ein ungleich edleres Etwas an ihre Stelle zu setzen; denn der Arme muß doch auch eine Stütze haben, die ihm die Mühseligkeiten des Lebens leichter ertragen hilft.